Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **24 (2017)**

Heft 2: **Lebensalter = Les âges de la vie**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Allgemeine Buchbesprechungen
Comptes rendus généraux

Silvia Volkart
Bilderwelt des Spätmittelalters
Die Wandmalereien im Kloster Töss
Mit Beiträgen von Heinz Hinrikson und Peter Niederhäuser sowie Zeichnungen von Beat Scheffold
(Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Bd. 345)
Chronos, Zürich 2011, 210 S., 122 Abb., Fr. 44.–

Das Dominikanerinnenkloster Töss ist in der Forschung insbesondere als ein Zentrum der Mystik bekannt. So ist das wohl prominenteste Stück der Tösser Überlieferung das Schwesternbuch, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen dort klausurierter Nonnen. Silvia Volkart macht ein weiteres «Prunkstück» aus der Hinterlassenschaft des Frauenkonvents einem breiten Publikum ebenso wie der Forschung zugänglich: den um 1500 geschaffenen, den gesamten Kreuzgang umlaufenden Bilderzyklus. Die im Original nicht erhaltenen Malereien konnten zuvor nur über die in Zürcher und Winterthurer Bibliotheken liegenden Nachzeichnungen erforscht werden. Diese vollständig in einem kommentierten Katalog zu dokumentieren ist ein zentrales Anliegen des vorliegenden Buchs. Volkart hat sich jedoch nicht damit begnügt, sondern im Verein mit einigen Mitarbeitern den Katalogteil um Beiträge zur historischen Einordnung, zur kunst- und sozialhistorischen Erforschung und wie auch zur Rezeptionsgeschichte erweitert.

Nach einem einführenden, ersten Beitrag Peter Niederhäusers, der einen knappen und prägnanten Überblick zur Geschichte des Klosters von der Gründung bis zur modernen Umnutzung als Fabrikhalle gibt, widmet sich Silvia Volkart ausführlich den Malereien des Kreuzgangs. Die Bilderreihe war unterteilt in einen neutestamentarischen Zyklus zum Leben und zur Passion Christi, einen alttestamentarischen Zyklus, der sich vor allem auf die historischen Bücher bezog, und eine kürzere Bilderfolge zum Leben Johannes' des Täufers und Marias. Dieses Programm, das mit zwischen den Zyklen situierten Andachtsbildern ergänzt wurde, charakterisiert Volkart als dominikanisch und bringt die Entstehung und Konzeption der Zyklen mit den gleichzeitig fassbaren Reformbestrebungen im Orden in Zusammenhang, gegen die sich die Dominikanerinnen von Töss erfolgreich zur Wehr setzten. In welcher Weise und welchem Ausmass die Auseinandersetzungen um Disziplin und Observanz die Anfertigung der Malereien prägten, bleibt aber letztlich schwer zu fassen. Volkart öffnet hier in erster Linie den Blick für Probleme der Interpretation, will selbst aber keine (voreilige) Lösung anbieten. Grösseres Gewicht legt sie ohnehin darauf, die für die einzelnen Bildfolgen verwendeten Vorlagen zu ermitteln. Über deren Identifikation (*Koberger-Bibel, Schedelsche Weltchronik,* Werke Martin Schongauers und anderer) gelingt es ihr nicht nur, die Ausführung der einzelnen Zyklusabschnitte besser zu datieren; sie bietet hierbei zugleich faszinierende Einblicke in die konkreten Arbeitsweisen spätmittelalterlicher Künstler, vom Werkstattbetrieb über die Rezeptionskanäle bis hin zum konkreten Umgang mit den jeweiligen Vorlagen. Zudem führt sie knapp in die Wahrnehmung und den Stellenwert bildlicher Darstellungen im Kontext der spätmittelalterlichen Frömmigkeit ein.

Im Mittelteil des Buchs ist der Katalog angesiedelt, der die um 1838 von Conrad Werdmüller angefertigten Nachzeichnungen präsentiert, zudem jedes der einstigen Bildfenster in seinem Bezug auf die *Bibel*, die Apokryphen oder die *Legenda aurea* einzeln beschreibt und im Hinblick auf Spezialprobleme kommentiert.

Im Anschluss befasst sich Peter Niederhäuser mit den Inschriften und Wappen, die unter den Tösser Bildfenstern und vor allem in der umlaufenden Sockelzone aufgemalt waren. Obwohl die Zahl der – heute noch bekannten – Wappen und Inschriften insgesamt nicht sehr gross ist, lässt die Beschäftigung mit den dort genannten oder angezeigten Personen oder Verwandtengruppen wesentliche soziale Aspekte des Klosterlebens plastisch hervortreten. Die identifizierbaren Wappen können exemplarisch für den sozialen und geografischen Einzugsbereich des Klosters stehen, in dem der regionale Adel und die städtische Elite (nicht nur) Winterthurs grosses Gewicht hatten. Eine ganze Reihe von Wappen und Inschriften kann Niederhäuser Verwandten von Tösser Nonnen, insbesondere Priorinnen, zuweisen. Anhand einzelner Fallstudien zeigt er auf, in welchem Mass das Kloster nicht nur eine Bühne verwandtschaftlich-herrschaftlicher Repräsentation war, sondern über den Klostereintritt von Frauen unterschiedlicher Generationen und damit verbunden über gezielt gelenkte Ressourcenflüsse in die «Familienpolitik» eingebunden wurde.

Der Rezeptionsgeschichte des Tösser Bilderreigens, die nahtlos in einen Forschungsbericht zu den kunsthistorischen Arbeiten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts übergeht und stellenweise äusserst vergnüglich zu lesen ist, widmet sich Heinz Hinrikson. Dabei geht er sowohl auf die verschieden gelagerten Interessen einzelner am Ort und in Zürich ansässiger Akteure als auch auf das Wirken der historischen Vereine und schliesslich der sich institutionalisierenden Kunstgeschichte ein.

Insgesamt ist es Silvia Volkart und ihren Koautoren gelungen, ein ausgesprochen «rundes» und anschauliches Buch vorzulegen, ohne über den fragmentarischen, teils vorläufigen Charakter ihrer Arbeiten hinwegzutäuschen. Durchweg flüssig und lebendig geschrieben, spricht es interessierte Laien an. In einzelnen Segmenten liefert der Band zudem neue Forschungsergebnisse und stellt mit dem Katalog der Bildkopien eine Grundlage für die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung bereit.

Claudia Moddelmog (Zürich)

Andreas Behr
Diplomatie als Familiengeschäft
Die Casati als spanisch-mailändische Gesandte in Luzern und Chur (1660–1700)

Chronos, Zürich 2015, 383 S., Fr. 58.–

Die lombardische Adelsfamilie der Casati figuriert als Spezialfall der frühneuzeitlichen Diplomatiegeschichte, weil sie es verstand, das Amt des spanisch-mailändischen Gesandten in der Eidgenossenschaft und in den Drei Bünden während über 100 Jahren (1594–1701/03) zu monopolisieren. Obwohl die Vererbung nicht vorgesehen war, errichteten die Casati de facto eine Gesandtendynastie, die nur für kurze Zeit (1681–1686) unterbrochen wurde (Teil I). Wie es dazu kommen konnte, erklärt Andreas Behr in seiner Freiburger Dissertation. Mit einem analytischen Fokus auf den letzten und heiklen Jahrzehnten von 1660–1700 schildert er zunächst die Gesandtschaft als Familiengeschäft (Teil II) und beschreibt anschliessend ihr Handeln (Teil III).

Aus der Familienperspektive bedeutete der erste Gesandtschaftsposten (1594) für

die Casati einen Aufstieg, der durch einen (unbedeutenden) Grafentitel und ein Gut in der Lombardei unterstrichen wurde. Ökonomisch war viel wichtiger, dass die Familie das kostspielige Amt des Gesandten mit dem einträglichen Posten eines Quästors (Finanzbeamten) in Mailand kombinieren konnte – trotz des Verbots von Doppelämtern in der spanischen Monarchie. Überhaupt nutzten die Casati eine Nische in der komplexen Konstellation: nominiert, instruiert und besoldet wurde der Gesandte vom Mailänder Gouverneur. Dieser war ein normalerweise nur kurze Zeit regierender Spanier, der vom Madrider Hof ernannt wurde. Weil die spanischen Gouverneure in der Regel über geringe Kenntnisse der komplexen mailändisch-eidgenössisch-bündnerischen Beziehungen verfügten und weil die Eidgenossenschaft und Graubünden für die iberische Grossmacht nur von sekundärer Bedeutung war, konnte eine eher unbedeutende, aber in Mailand gerade aufgrund des Gesandtschaftspostens gut verankerte Familie ihre exklusiven Kenntnisse der schweizerischen Verhältnisse erfolgreich in die Waagschale werfen. Die Empfehlungsschreiben der Eidgenossen, der Bündner, der Bischöfe von Konstanz und Chur und nicht zuletzt des Kaisers für die Casati erleichterten dem weit entfernten Madrider Hof die Entscheidung.

Als Vertreter der spanischen Habsburger finanzierten sich die Casati über ihr Gehalt, ihre Güter in der Lombardei, Spezialaufträge für den habsburgischen Kaiser und insbesondere über die Spesenabrechnungen. Diese Spesen waren unlimitiert und umfassten Ausgaben unterschiedlichster Art, die immer von den Casati vorfinanziert, von Madrid nachträglich genehmigt und von Mailand beglichen werden mussten. Mit diesen Spesen wurden insbesondere die lokalen Netzwerke gepflegt. Die spanische Faktion in der katholischen Eidgenossenschaft und in den Drei Bünden musste bei Laune gehalten werden, damit diese die spanischen Rekrutierungs- und Durchmarschgesuche politisch umsetzten. Während die Bündner Verhältnisse eine breite Streuung der personengebundenen Pensionen verlangten, setzten die Casati in den katholischen Orten eher auf wenige, dafür zentrale Entscheidungsträger (Landammann, Schultheiss). Gerade das kurze Interim von 1681–1686 zeigte, dass die spanisch-mailändischen Gesandten, die nicht der Familie Casati angehörten, nicht über die entsprechenden klientelistischen Netzwerke verfügten und daher bald um ihre Entlassung baten. Eher atypisch ist auch die Tatsache, dass der formale Rang der Gesandtschaft lange unklar blieb. Während die Eidgenossen öfter vom Botschafter sprachen, waren die Casati aus der Madrider Perspektive bis 1701 lediglich Residenten.

Behrs Analyse des diplomatischen Handelns der Casati stützt sich primär auf deren offizielle Korrespondenz (das Familienarchiv der Casati fiel dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer). Er zeigt auf, wie Spanien-Mailand mittels persönlicher Pensionen, Offiziersstellen oder symbolischer Ressourcen (Rittertitel, Ordensmitgliedschaften, Patenschaften, Bankette) gezielt Klienten rekrutierte, Stimmungen beeinflusste und Abstimmungs- oder Wahlergebnisse kaufte, damit es seine Interessen – Söldnerrekrutierungen, Truppendurchzüge, freier Handel, Schutz der katholischen Religion Mailands und der Freigrafschaft Burgund – wahren konnte. Dieser Klientelismus operierte zwar in hohem Masse mit der Käuflichkeit der Akteure, der Autor vermeidet aber den Begriff der Korruption. Denn, so seine Position, für die privaten Pensionen und Geschenke leisteten die Klienten durchaus Dienste, wenngleich diese sehr schwer in Geld zu beziffern waren. Die Grenzen dieser Politik der Verflechtung von Akteuren ortet Behr in drei Bereichen. Erstens

setzten die konfessionellen Verwerfungen den Casati Grenzen: während sie in den Drei Bünden eine möglichst neutrale Haltung einnahmen und oft als Schlichter in Konfessionskonflikten fungierten, standen sie in der Eidgenossenschaft klar im katholischen Lager, was Kontakte mit den Protestanten erschwerte. Hier nahm der französische Ambassador die Rolle des überkonfessionellen Vermittlers ein. Diese bipolare – durch Gesandte anderer Mächte phasenweise erweiterte – Konstellation setzte die Casati dem Konkurrenzdruck der finanziell überlegenen französischen Krone aus. Zweitens wussten die Eidgenossen daraus ihre Vorteile zu ziehen: ihre Politik bezeichnet Behr als «von aussen auferlegter Realismus». (306) Die im Vergleich mit Frankreich schwächere Position Spanien-Mailands rührte, drittens, nicht nur von den geringeren finanziellen Möglichkeiten her, sondern auch von der überaus komplexen und schwerfälligen Verwaltungsorganisation der zusammengesetzten Monarchie. Die Casati erhielten ihre Instruktionen aus Madrid über den Gouverneur in Mailand. Dabei stützten sich Madrid beziehungsweise das Italiensekretariat und das Nordsekretariat (zuständig für die Niederlande) – etwa im Versuch, die französische Eroberung der Freigrafschaft Burgund abzuwenden (1668 und 1674) – auf Informationen und Lagebeurteilungen der spanischen Gouverneure in Mailand und Brüssel, des spanischen Botschafters in Wien (zuständig für das Heilige Römische Reich) und nur am Rand auf die Casati. Diese schwerfällige Organisation verursachte nicht nur zeitliche Verzögerungen – viele Befehle kamen erst «nach der Schlacht» bei Casati an –, sondern auch grobe inhaltliche Verwechslungen (etwa der eidgenössischen mit den bündnerischen Verhältnissen). Sie erklären partiell die grösste Niederlage der spanisch-mailändischen Politik: den Verlust der Freigrafschaft. Danach verlagerten die Casati ihren Schwerpunkt von Luzern nach Chur.

Behrs gut geschriebene Studie überzeugt mit aufmerksamen Analysen der diplomatischen Quellen etwa zum Botschaftspersonal (so zur Sekretärendynastie der Crivelli), zur (versuchten) Abwerbung von Klienten – darunter dem zunächst profranzösischen St. Galler Haushofmeister Fidel von Thurn, einem der wichtigsten Politiker seiner Zeit, und dem protestantischen Berner Niklaus von Graffenried – oder zur Finanzierung der Gesandten. Leider verzichtet der Autor auf eine bessere Visualisierung seiner Ergebnisse, wie sie etwa Rudolf Bolzern in seiner wegweisenden Studie (*Spanien, Mailand und die katholische Eidgenossenschaft,* 1982) zum ersten Casati (1594–1621) vorbildlich leistete. Man vermisst insbesondere eine Liste der Gesandten mit Lebens- und Gesandtschaftsdaten sowie Residenzorten (Luzern und/oder Chur, Mailand), einen Stammbaum der Casati und eine Übersichtskarte zur räumlichen Dimension des Themas. Geradezu unverständlich bleibt, warum eine Studie, die sich dem akteurszentrierten Ansatz verschreibt, ohne ein Namensregister auszukommen glaubt. Leider wird auch der Verzicht auf ein Sachregister die Rezeption des Buchs unnötig erschweren. Schade auch, dass die ursprüngliche Einleitung in der gedruckten Version an das Schlussfazit angehängt wird, wo sie ihre Funktion verliert. (Auf http://doc.rero.ch/record/257493/files/BehrA.pdf ist die ungekürzte Originalfassung greifbar).

Wertvoll ist die Rekonstruktion der spanisch-mailändischen Perspektive auf das späte 17. Jahrhundert, das sonst meist aus der französischen Sicht betrachtet wird. Aufschlussreich sind die schön herausgearbeiteten Unterschiede zwischen der Eidgenossenschaft und den Drei Bünden sowie, das Zentrum der Arbeit, die Erklärung des Ausnahmephänomens einer

Gesandtendynastie und ihres Handelns im Schnittpunkt zwischen Makro- und Mikropolitik, zwischen Klientelismus, Patronage und Korruption.

Andreas Würgler (Genf)

Waltraud Seidel-Höppner
Wilhelm Weitling (1808–1871)
Eine politische Biographie

Zwei Bände und ein Registerbd., Peter Lang, Frankfurt a. M. 2014, 1866 und 44 S., Fr. 190.–

Wilhelm Weitling gehört zu den vergessenen Denkern in der Geschichte des Sozialismus. Dass er zu Unrecht vergessen ist, zeigt die Historikerin Waltraud Seidel-Höppner mit ihrer Biografie, zugleich der beeindruckenden und in vielfacher Beziehung bemerkenswerten Summe ihres Forscherinnenlebens: einer Darstellung, die Weitlings Leben und Werk nicht wie bisher als das einer nach fruchtbaren Anfängen beschränkten, dogmatischen und zuletzt verbitterten und isolierten Persönlichkeit sieht, sondern Leben und Werk dieses Frühsozialisten oder besser Handwerker-Kommunisten als das eines eigenständigen Theoretikers und Politikers unter den Bedingungen seiner Zeit interpretiert. Die Verfasserin rückt zahlreiche bisherige Urteile und Einschätzungen über Weitling in ein neues Licht, vermag sie als Fehlurteile nachzuweisen und richtigzustellen. Zugleich dokumentiert ihr Werk die Geschichtsschreibung im Kalten Krieg und reflektiert die eigene wissenschaftliche Biografie der während Jahrzehnten in der DDR tätigen Historikerin.

Weitling wurde 1808 in ärmlichen Verhältnissen in Magdeburg geboren. Er erlernte das Schneiderhandwerk, ging auf die Walz, die ihn ab 1835 wiederholt nach Paris führte, wo er schnell in Kontakt mit der proletarischen deutschen Handwerkerbewegung und dem «Bund der Geächteten» sowie mit dem französischen Sozialismus kam. 1838 schrieb er für den neu gegründeten «Bund der Gerechtigkeit» das Programm *Die Menschheit, wie sie ist, und wie sie sein sollte*. 1841 bis 1843 arbeitete und agitierte er als Vertreter des «Bundes» in der Westschweiz, redigierte kurzlebige Zeitungen und veröffentlichte 1842 sein Hauptwerk, *Die Garantien der Harmonie und der Freiheit*. (Siehe dazu die Rezension von Marc Vuilleumier in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 66/1 [2016], 110–113.) Als er 1843 in Zürich sein Manuskript *Das Evangelium eines armen Sünders* veröffentlichen wollte, liess die seit dem *Züriputsch* vom September 1839 konservative Regierung ihn verhaften und das Manuskript beschlagnahmen; es erschien erst 1845. Im September 1843 fand der Prozess statt, der erste Kommunistenprozess im deutschsprachigen Raum, im November wurde Weitling in zweiter Instanz zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. 1844 lieferten ihn die Zürcher Behörden an Preussen aus, das ihn noch im gleichen Jahr in die Vereinigten Staaten abschieben wollte. Weitling ging stattdessen nach London, wo er erneut für den «Bund» aktiv war und Kontakte zu den Chartisten aufnahm. Ende 1846 wanderte er erstmals in die Vereinigten Staaten aus. Sobald er vom Ausbruch der Revolution von 1848 erfuhr, kehrte er nach Europa zurück und beteiligte sich in Deutschland bis 1849 programmatisch und als Redakteur einer kurzlebigen Zeitung an der Revolution. Nach deren Niederlage wanderte er ein zweites Mal in die Vereinigten Staaten aus. Er gründete den «Arbeiterbund», redigierte von 1851 bis 1855 die Zeitung *Die Republik der Arbeiter*, agitierte wie schon 1846 bis 1848 und engagierte sich in der Kolonie Communia. 1855 zog sich der nun verheiratete Weitling aus der Politik zurück. Als Vater einer schnell wachsenden Familie war er zunächst Registrator im New Yorker

Einwanderungsbüro. Nach seiner Entlassung 1862 arbeitete er als Schneider in Heimarbeit mit der Familie in bedrängten Verhältnissen, er erfand eine Knopflochmaschine, brachte jedoch die für ein Patent nötigen Mittel nicht auf, die Firma Singer betrog ihn nach einer Vorführung um den kommerziellen Erfolg. Bis zuletzt arbeitete er an einer «universalen Erklärung der Bewegung und Entwicklung von Weltall, Erde und Mensch aus ihnen innewohnender Kraft». Weitling starb 1871 in New York.

Seidel-Höppners Weitling-Biografie basiert auf einer umfassenden Quellenkenntnis und einem breiten historischen Wissen, nicht nur zu Weitlings Leben und Werk, sondern zum Frühsozialismus insgesamt. Sie vermag für alle Etappen von Weitlings Aktivitäten neue Akzente zu setzen, sie aufgrund sorgfältiger Quellenstudien neu zu beurteilen oder ergänzendes Material beizubringen und so ein neues Weitling-Bild zu vermitteln: an die Stelle des in der bisherigen Geschichtsschreibung nur in den frühen Jahren der Arbeiterbewegung wichtigen Agitators tritt der eigenständig denkende, seine ökonomische und gesellschaftliche Situation reflektierende, neue Erkenntnisse rezipierende, sie in sein Denken integrierende und bis zuletzt, wenn auch nicht mehr agitatorisch, so doch theoretisch aktive autodidaktische Schneider. Diese neuen Einsichten sind besonders eindrucksvoll in Bezug auf Weitlings Aktivitäten während der Revolution von 1848/49, in der er gemäss der bisherigen Geschichtsschreibung bestenfalls eine marginale Rolle spielte, wie auch für seine beiden Aufenthalte in den Vereinigten Staaten von 1846–1848 und ab 1850 oder für seine letzten philosophisch-astronomischen Überlegungen, die bisher zumeist als Spekulationen eines überreizten oder leicht grössenwahnsinnigen Spinners abgetan wurden. Bemerkenswert sind zudem Details, etwa die Ausführungen zum Namen «Bund der Gerechtigkeit». Seidel-Höppner insistiert auf dem Namen anstelle des schon von Zeitgenossen verwendeten und in der Geschichtsschreibung gängigen «Bund der Gerechten». Wie sie quellennah und mit semantischem Gespür zeigt, ist diese Richtigstellung keineswegs belanglos; der von Anfang an verbürgte Name impliziert ein ganz anderes Selbstverständnis seiner Mitglieder, als die verkürzte Bezeichnung es ihnen unterstellt.

Eines der interessantesten Kapitel ist Seidel-Höppners Darstellung und Interpretation der Begegnung zwischen Weitling, Marx und Engels im März 1846, als Weitling auf Einladung von Marx nach Brüssel fuhr. Die Begegnung verlief alles andere als freundschaftlich, die gegenseitige Verstimmung führte zur vorläufigen Entfremdung. Wie Seidel-Höppner zeigt, standen dahinter neben charakterlichen Verschiedenheiten vor allem unterschiedliche soziale, kulturelle, philosophische und politisch-konzeptionelle Haltungen.

Weitling orientierte sich, anders als Marx und Engels, an den Bedingungen des Handwerkerproletariats, dort waren stets seine Adressaten. Für den in der Diskussionskultur der handwerklichen Bildungsvereine sozialisierten Weitling war es selbstverständlich, dass Widersprüche basisdemokratisch ausdiskutiert und nicht autoritär entschieden wurden, während Marx und Engels, denen dieses Handwerkermilieu fremd war, mit Unverständnis und Unmut auf Widerspruch reagierten. Weitling misstraute abstrakten philosophischen Theorien, doch hatte dies nichts mit Verachtung der Philosophie oder mit Gelehrtenhass zu tun, wie ihm vorgeworfen wurde, vielmehr repräsentiert es eine andere erkenntnistheoretische Praxis als diejenige der philosophisch geschulten Linkshegelianer Marx und Engels. Umgekehrt spielte bei Marx und Engels die in Deutschland verbreitete

Verachtung des Akademikers für den Handwerker eine Rolle, wie die in ihrer Korrespondenz zahlreichen abschätzigen Bezeichnungen der Handwerker deutlich machen – dies übrigens im Unterschied zu Frankreich, wo sich das proletarisch-handwerkliche und das akademische Milieu schon in den 1830er-Jahren verbanden.

Unterschiedliche Vorstellungen bestanden auch in den Konzeptionen, mit der die Verbesserung der bestehenden Verhältnisse erreicht werden sollte. Weitling orientierte sich an den Verhältnissen in Deutschland: einer vom Handwerk dominierten Wirtschaft, die keine oder kaum Aussicht auf sozialen Aufstieg in die Selbständigkeit, viel wahrscheinlicher den Abstieg in ein wachsendes Handwerkerproletariat bot. Aufgrund des im Frankreich der Julimonarchie gewonnenen Anschauungsunterrichts misstraute er dem Parlamentarismus, da Demokratie reduziert auf den Wahlzettel einseitig das Bürgertum begünstigte. Zu den Freiheiten gehörten soziale Freiheiten, die er mit dem Anspruch an gesellschaftliches Eigentum verband. Ausgehend von den Arbeitskämpfen und einem Demokratieverständnis, «das basisdemokratisch auf Selbstverwaltung beruht», formulierte er eine frühe Form des Syndikalismus. Weitling vertrat bereits 1838 die Emanzipation der Frau, in den Vereinigten Staaten auch die Gleichberechtigung von Weissen und Schwarzen. Er lehnte das Christentum ab, vertrat aber keinen platten Atheismus, sondern suchte die sich darin manifestierenden Hoffnungen materialistisch ins Diesseits zu transzendieren; zudem vermochte er so an die Gedankenwelt der wenig gebildeten, vom Bibelunterricht geprägten Handwerker anzuschliessen. In der im Gefängnis in Zürich begonnenen, aber erst 1991 aus dem Nachlass veröffentlichten *Denk- und Sprachlehre* dachte er über adäquate Begriffe anstelle der behelfsmässig aus der Sprache des Christentums entlehnten nach. Schliesslich verstanden sich Weitling und die von ihm repräsentierten Organisationen stets als international. Ihr Internationalismus erhielt seine konkrete Praxis im wandernden Handwerksgesellen, der die Propagierung der Ideen, den Kontakt mit den Akteuren anderer Länder ermöglichte, persönliche Bekanntschaften festigte und ein Netz von Beziehungen knüpfte. «In Weitlings Theorie kristallisieren sich Sozialerfahrung, politische Haltung, Weltsicht, Protest und kultureller Anspruch einer frühproletarischen Formation der vorindustriellen Epoche.»

Marx und Engels gingen in ihrer revolutionären Konzeption von völlig anderen Voraussetzungen aus. Aufgrund ihres dialektischen Denkens, das in der Aufhebung des Bestehenden das revolutionäre Moment sah, war für sie klar, dass in Deutschland die nächste Revolution eine bürgerliche sein musste und weitergehende politische Forderungen zurückzutreten hatten. Weitling sah dies 1846 anders, schloss sich 1848 aber dieser Forderung an. Gleichzeitig orientierten sich Marx und Engels nicht an den in Deutschland vorherrschenden Verhältnissen des Handwerkerproletariats. Ihre Konzeption basierte auf der in Grossbritannien bereits dominierenden Fabrikindustrie mit dem Industrieproletariat, an ökonomischen und sozialen Bedingungen also, die in Deutschland erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Realität zu werden begannen. Von den Bedingungen des Handwerks hatten sie keine Ahnung und zu dessen Vertretern keine Kontakte, die Schriften und die Statuten der Handwerkervereine waren ihnen weitgehend, das Programm des «Bundes» ganz unbekannt. Angesichts dieser Voraussetzungen, auf denen die Überlegungen der beiden Seiten gründeten, und der unterschiedlichen sozialen und kulturellen Praktiken musste eine Verständigung als schwierig erscheinen. Doch trotz Marx' und Engels'

Kritik an Weitling schlagen sich Weitlings Überlegungen im *Kommunistischen Manifest* nieder oder, wie Seidel-Höppner es formuliert: «Für Historiker, die in der Geschichte des Sozialismus zu Hause sind, belegt das *Kommunistische Manifest* Weitlings Vorarbeit hinlänglich.»

Die Breite der Perspektive und die kritischen Überlegungen, mit denen Seidel-Höppner das Leben Weitlings erforscht, hat mit ihrer eigenen Geschichte als Historikerin in der DDR zu tun, wo sie 1961 ihre erste Arbeit über Weitling veröffentlichte, über die sie heute selbstkritisch urteilt: Die damalige Geschichtsschreibung verdrängte Weitling aus der Arbeiterbewegung, der «‹utopische› Arbeiterkommunismus» galt als überholt, gefordert war die Erforschung des von Marx und Engels begründeten «wissenschaftlichen Sozialismus», anknüpfend an Engels' 1883 in Deutsch erschienener Schrift *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft*. Obwohl Engels einige Jahre später der Utopie eine progressive Funktion zuschrieb, blieb die in der DDR vorgegebene Forschungshierarchie verbindlich. Die Frühsozialisten waren Vorläufer, die nicht in ihrer Eigenständigkeit betrachtet wurden, Utopie wurde synonym zu unrealistisch und unwissenschaftlich gebraucht.

Zwei Wermutstropfen in der beeindruckenden Arbeit seien nicht verschwiegen: zum einen eine Redundanz, die gelegentlich Sinn macht, öfters aber ermüdet, zum anderen die 250 Seiten umfassende Bibliografie, in der man in einigen Abschnitten das Gesuchte nur schwer auffindet. Dennoch: Mit ihrer Weitling-Biografie setzt Waltraud Seidel-Höppner Massstäbe; mit ihrer geduldigen und hartnäckigen Arbeit gelang es ihr, neues Licht auf das Leben Weitlings zu werfen; ihre Biografie wird auf Jahre hinaus das Standardwerk der Weitling-Forschung bleiben. Zugleich gibt sie damit produktive Anstösse für die Erforschung des Sozialismus und die Marx-Engels-Forschung im Besonderen.

Markus Bürgi (Zürich)

Christian Schürer
Der Traum von Heilung
Eine Geschichte der Höhenkur zur Behandlung der Lungentuberkulose
Hier und Jetzt, Baden 2017, 320 S., 24 Abb., Fr. 59.–

«Unter uns, mein Freund: ich halte Davos für einen Schwindel», schrieb die Schwiegermutter von Thomas Mann 1912 an einen Vertrauten, als sie ihre Tochter Katia (die Frau des berühmten Schriftstellers) im Bündner Höhenkurort besuchte. Natürlich sei es der Gesundheit zuträglich, täglich viele Stunden in absoluter Ruhe auf einem Liegestuhl die köstliche Luft zu geniessen, bei fünf Mahlzeiten und viel Milch. Um das zu erkennen, brauche jedoch «kein weiser Medizinmann vom Himmel zu steigen». Auch Thomas Mann, der seine Frau einige Wochen vorher besucht hatte, war von den Therapien der Davoser Ärzte im Kampf gegen die Tuberkulose nicht wirklich überzeugt. Da er sich nach der Reise angeschlagen fühlte, wurde er vom ärztlichen Leiter des Sanatoriums untersucht. Wegen einer gewissen «Stelle» in der Lunge empfahl ihm dieser eine längere Kur. Doch der Autor liess sich keine Tuberkulose aufschwatzen und schrieb stattdessen einen Roman über das Davoser Sanatoriumsleben, der als *Zauberberg* in die Literaturgeschichte einging. Ironischerweise scheint bereits der Anlass für den Roman auf einer Fehldiagnose beruht zu haben. Als ein Fachmann später die Röntgenbilder nochmals genau unter die Lupe nahm, die 1912 zum Kuraufenthalt von Katia Mann geführt hatten, konnte er keine Anzeichen für eine manifeste Tuberkulose erkennen.

Diese Informationen kann man dem kenntnisreichen, differenzierten und sehr gut lesbaren Buch von Christian Schürer über die Geschichte der Höhenkur zur Behandlung der Lungentuberkulose entnehmen (einer überarbeiteten Zürcher Dissertation). Der Autor teilt die Skepsis der Familie Mann, doch er lässt sich auch ganz auf die historischen Umstände ein und behilft sich nicht mit einfachen Schuldzuweisungen. Im vorliegenden Fall weist er darauf hin, dass es vor dem Ersten Weltkrieg vielen Ärzten schwerfiel, bei dieser gespenstischen Krankheit eine eindeutige Diagnose vorzunehmen. Die Röntgentechnologie war neu und ihre Anwendung noch wenig standardisiert in die Praxis eingegangen. In den Sanatorien bevorzugten die Ärzte weiterhin die physikalischen Untersuchungsmethoden des Abhörens und Abklopfens. «Diese erforderten ein überaus feines Gehör und grosse Übung, konnten aber selbst dann zu zweifelhaften Diagnosen führen.» (120)

Die Tuberkulose war im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Europa weitverbreitet. Um 1900 sollen praktisch alle Einwohner infiziert gewesen sein. Wenn die Krankheit ausbrach, nahm sie oft einen unberechenbaren Verlauf, war aber schliesslich in vielen Fällen letal. Es handelte sich um die häufigste krankheitsbedingte Todesursache. Bis zur Erfindung und Anwendung des Antibiotikums Streptomycin in den 1940er-Jahren gab es keine wirksamen Gegenmittel. Vielfach investierte man in eine langwierige «Behandlung ohne Heilung», wie der Autor schreibt. (291) Früh kam die Idee auf, dass besondere Umweltbedingungen Abhilfe schaffen könnten, und in Anlehnung an weit zurückreichende Vorstellungen über die «gute, gesunde Bergluft» proklamierten Mediziner und Unternehmer die Höhenkur, die einige Orte in der Schweiz zu eigentlichen Kurorten machte – allen voran Davos.

Das Buch von Christian Schürer befasst sich in erster Linie mit der hartnäckigen Suche nach dem angenommenen Heilfaktor des Höhenklimas und dessen wechselnden Begründungen zwischen 1850 und 1950. Am Anfang dominierte die *Diätetik,* welche Umweltbedingungen als Ursache von Gesundheit und Krankheit betrachtete. Als 1882 der Nachweis erbracht wurde, dass die Tuberkulose eine Infektionskrankheit ist, musste die These revidiert werden. Sie profitierte aber davon, dass auf den bakteriologischen Nachweis keine praktische Therapie folgte. So passte man vor allem das hygienische Behandlungsregime in den Sanatorien an. Ein zweiter Begründungszusammenhang ergab sich aus der *Höhenphysiologie,* die auf die Luftverdünnung in Gebirgslagen hinwies. Laut einer bestimmten Fassung führten niedriger Luftdruck und Sauerstoffmangel zu Kompensationsleistungen im Blut, das darum auch krankes Gewebe regenerieren könne. In der diätetischen Tradition stand schliesslich ein drittes Wissensgebiet, die *Bioklimatologie,* die seit dem frühen 20. Jahrhundert den Zusammenhang von klimatischen und meteorologischen Faktoren exakt registrieren wollte und zum Beispiel die Besonnung und die Windverhältnisse mit einbezog. Insgesamt stehen wir vor einem geradezu paradigmatischen Fall von fragiler, reaktiver Theoriebildung, bei der vieles austauschbar war und nur eines feststand: die Heilkraft des Höhenklimas. Und was denkt man heute davon? Zitiert wird ein moderner britischer Fachmann mit der lakonischen Antwort: "Nobody knew then and knowbody knows now." (289)

Umso mehr stellt sich die Frage, weshalb sich die Höhenkuren durchsetzen und lange behaupten konnten. Der Autor nennt die folgenden Gründe: die positive Alpenwahrnehmung, die breit abgestützten wissenschaftlichen Begründungen und das Wirken von Akteuren, die ihre eigenen

Interessen verfolgten. (290) Im Zentrum des Buchs steht der zweite Faktor, die Wissenschaft. Weil sie sich aber als chamäleonhaft erweist, zielt die Untersuchung eigentlich auf den dritten Faktor: «Es ist die These dieser Arbeit», schreibt Schürer, «dass Davos und später andere Orte in den Schweizer Alpen – anders als in der Fachliteratur häufig beschrieben – nicht wegen eines der Natur innewohnenden Heilfaktors zu berühmten Luftkurorten wurden, sondern weil sie sich clever als Orte der Gesundheit vermarkteten.» (15) Die These wird in der Studie nicht systematisch empirisch belegt (da es mehr um die Wissenschaft geht), ist aber im Grossen und Ganzen plausibel. Man könnte sich im Anschluss daran fragen, ob die Sanatoriumsökonomie auch auf ihrem Höhepunkt in der Belle Epoque wirklich so einheitlich boomte, wie wir oft annehmen. Ohne Genaueres vorweisen zu können, vermute ich, dass es auch bei den einschlägigen Etablissements eine Sterberate gab. Man könnte sie zu den «gescheiterten Hotels» zählen, die in der Tourismusgeschichte mehr Beachtung verdienen.

In meinen Augen ist das Buch von Christian Schürer ein echter Wurf. Es ist sehr gut recherchiert, klar gegliedert und mit einer bewundernswert einfachen und flüssigen Sprache dargestellt. An der Publikation kann man nur eines beklagen, wofür er nicht haftbar gemacht werden kann, weil es vor allem eine Sache des Verlags ist: die affektierte Seitengestaltung und Typografie. Immerhin, mit der Lupe kann man auch die Fussnoten und das Quellen- und Literaturverzeichnis lesen. Ausgesprochen gut gelungen ist dagegen die Bildauswahl, die wiederum auf das Konto des Autors geht. Das Buch ist nicht nur wissenschaftlich erhellend und anregend, sondern auch emotional berührend. Im Epilog erzählt Schürer die Geschichte einer 20-jährigen Patientin, bei der im Dezember 1946 Symptome einer Hirnhautentzündung und wenig später Tuberkulosebakterien nachgewiesen wurden. Wegen des akuten Verlaufs erhielt sie erstmals eine Therapie mit Streptomycin, intramuskulär und zwischen die Wirbel gespritzt. Im Februar 1947 musste die Therapie abgebrochen werden, weil Bewusstlosigkeit mit Atemnot und Atemstillstand eintrat – es waren aber keine Tuberkulosebakterien mehr nachweisbar! Wie viele Leidensgenossen aus wenig begüterten Kreisen geriet Hedi Scheiwiller durch die Erkrankung in finanzielle Schwierigkeiten. Doch sie schaffte es, holte die Matur nach, studierte Medizin und wurde Kinderärztin. Im Rückblick betrachtete sie vieles kritisch. Der Glaube an die Heilkraft des Höhenklimas sei aber weitverbreitet gewesen. Schon Kindergärtner hätten gewusst, «dass man auf die Balkone muss, wenn man Tuberkulose hat». (298)

Jon Mathieu (Luzern)

Matthias Ruoss
Fürsprecherin des Alters
Geschichte der Stiftung Pro Senectute im entstehenden Schweizer Sozialstaat (1917–1967)
Chronos, Zürich 2015, 344 S., Fr. 68.–

Seit einiger Zeit konstatiert die Wohlfahrtsstaatsforschung unter dem Schlagwort sozialstaatlichen Um- oder gar Abbaus den Rückzug des Staats aus seiner sozialpolitischen Verantwortung. Beobachtet werden europaweit multiple Transformationen des Sozialstaats, in deren Verlauf sozialpolitische Leitbilder, Techniken, Verantwortlichkeiten und Akteurskonstellationen neu justiert und aktualisiert werden. Ein Strang dieser Transformationsforschung besteht im Befund zunehmender Pluralisierung der Wohlfahrtsproduktion und in der «Entdeckung» eines an Bedeutung gewinnenden *welfare mix*. In Abkehr von jahrzehnte-

langer Staatsfixiertheit erbringt die Analyse sozialer Sicherungsarrangements immer häufiger den Nachweis, dass auch Sicherungs*märkte* und zivilgesellschaftliche Sphären (Familien, Solidarnetzwerke, Verbände, Stiftungen et cetera) als Arenen der Wohlfahrtsproduktion und Wohlstandsverteilung ernst zu nehmen sind.

Nicht selten muss man diesen Gegenwartsdiagnosen eine gewisse Geschichtsblindheit attestieren. Soweit aber bei der Erforschung dieser Transformation von Wohlfahrtsstaatlichkeit eine historisch-soziologische Perspektive eingenommen wird, lässt sich zeigen, dass es soziale Sicherungs- und Umverteilungsarrangements schon «vor dem Sozialstaat» gab. Nirgendwo entstand der Sozialstaat aus dem Nichts, vielfach aber erlangte er im 20. Jahrhundert eine Dominanz, die seine nichtstaatlichen institutionellen Vorläufer in Vergessenheit hat geraten lassen. Angesichts seiner sehr spezifischen Entwicklungsgeschichte gilt für den Schweizer Sozialstaat sicher nicht, dass er zur dominanten Umverteilungsarena wurde und die Sicherungs- beziehungsweise Redistributionssphären Markt und Gesellschaft zur Bedeutungslosigkeit degradierte. Gleichwohl ist die hier zu besprechende Dissertation von Matthias Ruoss erhellend, stellt sie doch in überzeugender Systematik und Ausführlichkeit über einen Zeitraum von 50 Jahren hinweg die Wechselbeziehungen zwischen zivilgesellschaftlichen und sozialstaatlichen Akteuren im sozialpolitisch hochrelevanten Handlungsfeld der Altersversorgung dar – und zwar, was eher ungewöhnlich ist, mit Fokus auf der nichtstaatlichen Seite dieses Verhältnisses.

Insofern ist der Untertitel des Bands treffend. Es geht keineswegs ausschliesslich um die Geschichte der Stiftung *Pro Senectute* (und übrigens auch nicht primär um die Darstellung der Lebensbedingungen alter Menschen in der Schweiz). Ruoss beleuchtet vor allem die jahrzehntelange parallele, aufeinander bezogene und auseinander erwachsende Entwicklung nichtstaatlicher und staatlicher Institutionen der Altersversorgung, die von Konkurrenz und Ideenwettbewerb ebenso wie von «Arbeitsteilung» und Koproduktion von Wohlfahrt geprägt ist. Folgerichtig liest sich eine solche Geschichte der Alterssicherung in der Schweiz vor allem als Diskurs- und Institutionengeschichte, als Geschichte (der Aushandlung) von widerstreitenden Interessen im Kontext der materiellen und immateriellen Absicherung des «Lebensrisikos Alter».

Die Darstellung gliedert sich in drei Teile. Ein erster, vergleichsweise kurzer Part widmet sich den Anfängen der Stiftung am Ende des Ersten Weltkriegs. Angesichts eines forcierten sozialen Wandels der Schweizer Gesellschaft stellten sich verschärft «soziale Fragen», und die sich entfaltenden gesellschaftlichen Diskurse bildeten die Opportunitätsstruktur für institutionelle Reformen im Bereich der sozialen Sicherung. Zur Debatte stand auch die Einführung einer staatlich organisierten Altersversicherung. Die Gründer von *Pro Senectute* betrachteten ihre Stiftung als Impulsgeber in Politik und Gesellschaft. «Ursprünglicher Zweck des Hilfswerks war es, die Gesellschaft für die Altersfrage zu sensibilisieren und auf diese Weise einen Beitrag zur Einführung der Altersversicherung zu leisten.» (38) Ruoss betont, dass es den Stiftungsinitiatoren explizit nicht darum ging, selbst dauerhaft redistributiv wirksam zu sein. In Erwartung der baldigen Einführung der AHV ging es der Stiftung vielmehr um die Entwicklung und Etablierung von Arbeitsprogrammen und Konzeptionen, die über die materielle Fürsorge weit hinausgingen.

Weil die Einführung der AHV auf sich warten liess, sah man sich in der Stiftung ab den frühen 1920er-Jahren dann doch gezwungen, die finanzielle Unterstützung bedürftiger alter Menschen zu organisie-

ren. Damit waren alle organisatorischen Ressourcen der Stiftung gebunden, darüber hinausgehende konzeptionelle und programmatische Stiftungsanliegen mussten zurückgestellt werden. Obwohl also gar nicht zu diesem Zweck angetreten, profilierte sich die Stiftung im Lauf der 1920er- und 30er-Jahre zu einem wichtigen Akteur im Schweizer Wohlfahrtsmix der Alterssicherung. Erkennbar wird dies vor allem daran, dass die Stiftung ab 1929 vom Bund, der zu entsprechenden Massnahmen nicht legitimiert war, subventioniert wurde und von ihm ab 1934 den Auftrag erhielt, gemeinsam mit existierenden kantonalen Einrichtungen die Alters- und Hinterlassenenfürsorge zu betreiben. Im zweiten Teil des Bands beschreibt Ruoss diese Entwicklung ausführlich, indem er die zugrundeliegenden politischen Debatten nachzeichnet und auf die strukturellen Folgen aufmerksam macht, die dieses Prinzip des «delegierenden Sozialstaats» für die weitere Entwicklung des Mehrsäulen-Modells der Alterssicherung und damit für die Schweizer Wohlfahrtsstaatlichkeit insgesamt hat.

Mit der Einführung der AHV 1948 erfüllte sich gut 30 Jahre nach der Gründung der Stiftung ihr ursprünglicher Zweck. Zugleich fiel dank der AHV (und im Effekt nochmals verstärkt mit der Einführung der IV 1960 und der Ergänzungsleistungen 1965) der Bedarf an nichtstaatlichen Altersfürsorgeleistungen faktisch weg – und damit das zentrale Tätigkeitsfeld von *Pro Senectute* in den Jahren und Jahrzehnten davor. Die Anpassungsbemühungen der Stiftung an diese sowohl inhaltlich angestrebte als auch organisational bedrohliche Verantwortungsübernahme durch den Staat ist nun ein beredtes Beispiel für das in der Sozialstaatsentwicklung verbreitete Muster der institutionellen Kontinuität durch institutionellen Wandel. Die Stiftung verlor zwar weitgehend ihre materiell-redistributive Funktion im Wohlfahrtsmix, nicht aber ihre soziale und politische Vernetzung. Durch den Wegfall der finanziellen Unterstützungsaufgaben konnten die «frühen» Stiftungszwecke und -programme reaktiviert werden, für deren Verfolgung während der Zeit als Fürsorgeeinrichtung die Ressourcen fehlten. Mit der Erschliessung neuer Themen und Handlungsfelder und der inhaltlichen Ausrichtung an der Alterns- und Altersforschung transformierte sich die Stiftung zu einer Fachorganisation mit Expertise in Altersfragen. Dies – zusammen mit der seit Langem bestehenden und bewährten engen politischen Verzahnung – machte die Stiftung zu einem unverzichtbaren und einflussreichen Akteur im gesellschaftlichen Diskurs wie auch in sozialpolitischen Debatten rund um das Alter. Diesen Status geniesst sie bis heute.

2017 begeht die Stiftung den 100. Jahrestag ihrer Gründung. Die ersten 50 Jahre ihrer vielschichtigen, wandlungsfähigen, für viele alte Menschen, aber auch für die Entwicklung des Schweizer Sozialstaats wichtigen Tätigkeit stellt Matthias Ruoss in seiner Arbeit dar – klar strukturiert, detail- und kenntnisreich recherchiert, plausibel periodisiert und nicht zuletzt ansprechend geschrieben. Die Aufarbeitung der (ersten Hälfte der) Geschichte der Stiftung *Für das Alter* fügt der Erforschung der Dynamik im Wohlfahrtsdreieck, also dem aus Staat, Markt und Zivilgesellschaft bestehenden Gesamtarrangement sozialer Sicherung, ein weiteres Kapitel hinzu, das einerseits den Sonderweg des Schweizer Wohlfahrtssystems bestätigt, andererseits an ähnlich gelagerte Erkundungen anschlussfähig ist, sei es zu anderen sozialpolitischen Handlungsfeldern in der Schweiz, sei es zu Sicherungsarrangements in anderen Wohlfahrtsgesellschaften der Gegenwart. In dieser Ausweitung der Perspektive hätte der Autor gern etwas mutiger sein können – das Schlusskapitel des Buchs bleibt sehr stark an den jewei-

ligen Zusammenfassungen der drei Teile, beschränkt zum Beispiel eine international vergleichende Einordnung auf eine halbe Seite und verzichtet grossteils darauf, die Befunde in grössere Zusammenhänge zu stellen. Das aber schmälert weder den wissenschaftlichen Ertrag der Arbeit noch den Erkenntnisgewinn des Lesers. Der Rezensent jedenfalls weiss nach der Lektüre noch einmal deutlich mehr über diesen rätselhaften Schweizer Sozialstaat.

Thilo Fehmel (Gera/Leipzig)

Thomas David, André Mach, Martin Lüpold, Gerhard Schnyder
De la «Forteresse des Alpes» à la valeur actionnariale
Histoire de la gouvernance d'entreprise suisse (1880–2010)

Seismo, Zürich, Genf 2015, 501 S., Fr. 58.–

Ernst Homberger war ein einflussreicher Mann. Er war nicht nur Delegierter und zugleich Präsident des Verwaltungsrats des Schaffhauser Giesserei- und Maschinenbaukonzerns Georg Fischer (GF), sondern er sass in den frühen 1930er-Jahren auch in den Verwaltungsräten der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik (SLM) in Winterthur, der Versicherung Bâloise, des später von Nestlé übernommenen Nahrungsmittelkonzerns der Familie Franck (Inga), der Salmenbräu (heute Feldschlösschen), des Schweizerischen Bankvereins und der Nationalbank. Umgekehrt gehörten dem Verwaltungsrat von Georg Fischer Vertreter der drei Grossbanken (Bankgesellschaft, Bankverein, Kreditanstalt), der Basler Bank Sarasin, der GF-Kunden SLM und Escher Wyss sowie zwei Schaffhauser Wirtschaftsanwälte an. Die Momentaufnahme ist ein Beispiel für das Old-Boys-Network, das ab dem beginnenden 20. Jahrhundert entstand und danach während Jahrzehnten fester Bestandteil des schweizerischen Systems war. Dieselben Personen dominierten auch die wichtigen Wirtschaftsverbände.

Als Erste haben in der Schweiz der spätere Berner Regierungsrat Fritz Giovanoli (1898–1964, *Unter der Herrschaft des Finanzkapitals,* 1934) und Georges Bähler (1895–1982), unter dem Pseudonym Pollux, das Netzwerk der grossen Schweizer Firmen und der einflussreichen Familien untersucht. Ab 1944 erschien von Pollux eine Reihe von Publikationen über die Verflechtung von Industrie, Finanzsektor und Politik. Hier knüpft die zu besprechende Publikation an. Thomas David und seine Mitautoren beschreiben aber nicht nur einen Zustand, hier *Forteresse des Alpes* genannt, sondern sie zeigen dessen Entstehung, seine Veränderung und schliesslich die Auflösung des Old-Boys-Networks, wobei die Schilderung des rechtlichen Rahmens breiten Raum einnimmt. Und was bei Pollux noch ein – sehr dienlicher – Zettelkasten war, ist jetzt die Datenbank *Elites suisses XXe* (http://www2.unil.ch/elitessuisses/), die praktischerweise mit dem *Historischen Lexikon der Schweiz* verlinkt ist. Weil sich die Autoren bei der Erhebung auf Stichjahre beschränken mussten, sind Lücken in dieser Datenbank allerdings unvermeidlich. Für die insgesamt acht Stichjahre werden im Buch auch Listen der jeweils 110 grössten Unternehmen präsentiert (Tabelle, 477–501; zur Evaluation, 473–476).

In ihrem grundlegenden Werk, von dem ein Konzentrat in der von Patrick Halbeisen, Margrit Müller und Béatrice Veyrassat herausgegebenen *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert* (siehe *traverse* 1 [2014]) Aufnahme gefunden hat (Kapitel «Corporate Governance» im Teil «Die schweizerische Variante des Kapitalismus»), unterscheiden die Autoren drei Phasen. Die «Alpenfestung» entstand im Wesentlichen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In dieser Periode

wurden zahlreiche Familienunternehmen in Aktiengesellschaften umgewandelt, und man schuf ein dichtes Unternehmensnetzwerk, in dem die Banken mittels Kreditvergabe, Depotstimmrecht, Vertretung im Verwaltungsrat und direkter Beteiligung eine zentrale Rolle spielten. Zudem waren die Banken eng mit den wichtigsten Revisionsgesellschaften verbunden. Regulierungen gab es nur in sehr allgemeiner Form. Das 1936 revidierte Aktienrecht ermächtigte und legitimierte diese Praktiken. Von den 1930er-Jahren bis zum Ende der 1980er-Jahre erfolgte die Konsolidierung mit den Managern der Grosskonzerne, den Vertretern der Grossbanken und den traditionellen Grossaktionären als Akteuren. Das Firmennetzwerk verdichtete sich, und die zunehmende Vinkulierung der Aktien, dank welcher der Verwaltungsrat die Eintragung von Aktionären verweigern kann, ermöglichte es, den Einfluss ausländischer Investoren – bei gleichzeitiger Internationalisierung der Konzernaktivitäten – sowie schweizerischer Minderheitsaktionäre einzuschränken. Bei den Regulierungen bestand man möglichst auf der Selbstregulierung. Die Autoren bezeichnen diese Phase als das goldene Zeitalter der «Alpenfestung»; kritische Einwände blieben ohne Chance.

Die Auflösung setzte in den 1980er-Jahren ein und verstärkte sich im folgenden Jahrzehnt (Tabelle, 472). Das internationale Umfeld wandelte sich, der Druck der liberalisierten Finanzmärkte und die Bedeutung der Börse nahmen zu, mit den Raidern, in der Nachfolge von Werner K. Rey, und den institutionellen Anlegern (Pensionskassen und anderen) traten neue Investoren auf; auch Exponenten des traditionellen Netzwerks begannen, durchaus anpassungsfähig, mehr Gewicht auf den Shareholder-Value zu legen, und die Reformen des Regulierungsumfelds – mehr getrieben als treibend – beschleunigten sich (Revision des Aktienrechts, nach langer «Leidenszeit», 1991; Börsengesetz 1995), mit wachsender Regulierungsdichte (staatliche und Selbstregulierungen). Die Banken verabschiedeten sich zunehmend aus dem traditionellen Kreditgeschäft und konzentrierten ihre Tätigkeit auf die Börsen und die gewinnträchtige Vermögensverwaltung; die Verflechtungen zwischen den Konzernen gingen markant zurück.

In dieser Phase nahm einerseits die Zahl der ausländischen Konzerne und andererseits diejenige der ausländischen Manager in den Chefetagen der Schweizer Unternehmen zu, womit ein Bedeutungsschwund verschiedener Pfeiler des alten Netzwerks – Armee, gemeinsames Studium, Politik (Tabellen, 146, 209 und 348), Zünfte und Clubs (Rotary und andere) – einherging. Anstelle der Vinkulierung wurde in den 1990er-Jahren, allerdings längst nicht überall, die Einheitsaktie eingeführt. Als wichtige Bruchstelle in der Entwicklung erwies sich der Zusammenbruch des nationalen Vorzeigeobjekts Swissair 2001. (404) Schliesslich wuchsen in dieser Periode, nach dem Kollaps der Systemkonkurrenz im Osten, die Bezüge der Manager ins Unermessliche. Das neue Gesicht der Eliten zeigen die Autoren an den Beispielen der CS-Manager Lukas Mühlemann (McKinsey Connection) und Brady Dougan auf. Zu den Veränderungen gehört allerdings, dass an die Verwaltungsräte, die sich unter verstärkter Beobachtung befinden, heute – die Digitalisierung ist eines der Stichworte – ganz andere Anforderungen gestellt werden. «Mit der Wohlfühloase von einst hat der Verwaltungsrat nichts mehr gemein», schrieb die *Handelszeitung* im Frühjahr 2017. Die Rekrutierung erfolge heute nach dem gleichen Muster wie diejenige eines Konzernchefs, wird ein Verwaltungsratsvermittler zitiert. Nach wie vor recht hoch ist bei den 20 Firmen des Swiss Market Index das Durchschnittsalter der Verwaltungsräte, von denen mittlerweile zwei Drittel

Ausländer sind: es bewegt sich zwischen 68 und 56 Jahren. Gegenwärtig wird wieder eine schon lange anstehende Revision des Aktienrechts debattiert, bei der es unter anderem um die Einführung von Frauenquoten für Verwaltungsrat und Geschäftsleitung geht. Die entsprechende Botschaft wurde vom Bundesrat im November 2016 verabschiedet.

Dass das Buch kein Register enthält, ist nachvollziehbar, und dass sich kleinere Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, dürfte ebenfalls der Fülle des Materials zuzuschreiben sein. Mit *Forteresse des Alpes* ist ein zentrales Stück Schweizer Wirtschaftsgeschichte systematisch aufgearbeitet und damit ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der heutigen Zustände geleistet. Hier sei die ketzerische Frage erlaubt, ob wirklich, trotz unbestreitbar – zum Beispiel – bedeutend grösserer Transparenz, alles viel besser geworden ist. Anstelle des alten Netzwerks machen heute die Börse, (neue) Grossaktionäre, Finanzanalysten und aggressive Investoren mit ihrer ausschliesslichen Aktionärsoptik die Musik. Bei der – in der Wissenschaft im Übrigen umstrittenen – Annäherung an die angelsächsischen Praktiken trat an die Stelle der internen Kontrolle durch Gleichgestellte (Old-Boys-Network) die externe Kontrolle durch Investoren, wobei insbesondere die Manager zentrale Akteure der Corporate Governance blieben. Die Entwicklung des regulatorischen Rahmens ist das Feld von Martin Lüpold, dessen Dissertation *Der Ausbau der ‹Festung Schweiz›. Aktienrecht und Corporate Governance in der Schweiz, 1881–1961* 2010 erschienen ist. Zu diesem Teilthema liefert das Buch auch eine detaillierte Chronologie. (469–471) Vieles hat sich aufgelöst, aber es gibt nicht wenige Überbleibsel. So verfügen verschiedene Firmen nach wie vor über Stimmrechtsaktien, mit denen sich ein Unternehmen mit einem kleinen Kapitalanteil beherrschen lässt. Um dieses Konstrukt dreht sich im Kern der äusserst heftige, mittlerweile vor allem juristische Streit um den Verkauf des Bauchemiekonzerns Sika durch die Besitzerfamilie Burkard (16 Prozent Kapital, 52 Prozent Stimmen) an den französischen Konkurrenten Saint-Gobain, wobei die Stimmrechtsaktien von den Sika-Aktionären (und dem Management) zuvor nie infrage gestellt worden sind. Bei Roche vertrieb die Kapitalstruktur, dank der die Familien Hoffmann und Oeri-Hoffmann mit einer Beteiligung von lediglich 9,3 Prozent den Chemiekonzern kontrollieren, seinerzeit den Raider Martin Ebner. Sein zusammengekauftes Aktienpaket von 20 Prozent veräusserte er 2001 an die Roche-Konkurrentin Novartis. In diesem Fall erwies sich die «Alpenfestung» als Vorteil.

P. S. Im Herbst 2017 erscheint unter dem Titel *Schweizer Wirtschaftseliten 1910–2010* (Verlag Hier und Jetzt) eine kürzere, deutschsprachige Fassung dieser wichtigen Publikation.

Adrian Knoepfli (Zürich)

Georg Kreis,
Beat von Wartburg (Hg.)
Chemie und Pharma in Basel
Bd. 1: Mario König, Besichtigung einer Weltindustrie – 1859 bis 2016
Bd. 2: Georg Kreis et al., Wechselwirkung einer Beziehung – Aspekte und Materialien

Christoph Merian, Basel 2016, zusammen 768 S., 212 Abb., Fr. 78.–

Die Gesamtedition wie auch beide Einzelbände sind absolut innovativ. Zwar gab es gedankliche Vorläufer; Hartmut Berghof schlug in seiner Dissertation über das Mundharmonikaunternehmen Hohner vor, eine unternehmensgeschichtliche Darstellung solle eine Firma in ihrer gesamten lokalen Vernetzung darstellen, also nicht nur

die Beschaffungs-, Absatz- und Finanzbeziehungen, sondern auch alle direkt und indirekt Beteiligten, wie Arbeiter, Nachbarn, Gemeindeverwaltung und so weiter, mit einbeziehen. So sinnvoll diese Forderung ist, sie umzusetzen ist bisher kaum gelungen – bis zum Erscheinen der vorliegenden Bände. Infolgedessen kann zum ersten Mal beurteilt werden, welche Chancen eine solche umfassende Darstellung bietet. Ebenso innovativ ist der erste Band. Zwar sind kollektive Unternehmensbiografien schon früher vorgelegt worden, zuletzt wohl im Herbst 2016 von Mária Hidvégi über Ungarns elektrotechnische Leitunternehmen, doch die Kombination so vieler Unternehmen über einen circa 150-jährigen Zeitraum und vor allem auf diesem wissenschaftlichen Niveau, das ist neu und darin zeigt sich der Altmeister Mario König.

Dieser erste Band, *Besichtigung einer Weltindustrie – 1859 bis 2016,* ist allein von Mario König verfasst. Er lässt den Leser an allen wichtigen Entscheidungsmomenten teilnehmen und weist auf unterschiedliche Interpretationsmuster (zum Beispiel in der Patentfrage) hin. Der Autor konzentriert sich auf die Unternehmensebene, wobei er sein Werk in vier zeitliche Teile gliedert. Der erste umfasst die Jahre bis zum Ersten Weltkrieg. (17–78) Schon in dieser Zeit zeichneten sich Eigenheiten ab, die bis heute tragen: auf der einen Seite die vielen Farbstoffhersteller, die über verschiedene Fusionsprozesse schliesslich zu Novartis wurden und von der Farben- zur Pharmaindustrie mutierten. Auf der anderen Seite die Firma Hoffmann-La Roche, die sich von vornherein auf Pharmaka konzentrierte und dabei einem internen Wachstumspfad folgte. Allen Unternehmen war und ist jedoch bis heute gemeinsam, dass ihr Erfolg auf der Anwendung von Wissenschaft beruhte. Künstliche Farbstoffe waren in der Regel licht- und waschechter als natürliche. Durch die industrielle Fertigung wurden erstmalig standardisierte Medikamente produziert, deren Effektivität der Arzt viel genauer beurteilen konnte als die in der Apotheke jeweils einmalig von einer Person und für eine Person hergestellten. Es gab also gute Gründe, dass *Chemie und Pharma in Basel* eben nicht nur an diesem Ort, sondern auch sonst in der Schweiz und im Weltmassstab wuchsen und noch heute gedeihen.

Doch nicht ohne Rückschläge und aus diesem Grund lautet die Überschrift des zweiten Teils «Selbstbehauptung 1914–1945». (85–186) *Chemie und Pharma in Basel* stehen bis heute für Spezialprodukte, die auf den Weltmarkt angewiesen sind; die genannte Phase steht aber für globale Entflechtung. Drei strategische Wege wurden konsequent beschritten: eine Orientierung an den USA, Investitionen in Forschung und Innovation und ab den 1930er-Jahren das Setzen auf Pharmaka. Neben dem Weltmarkt bildeten die deutschen Hersteller, die zur mächtigen IG Farben fusionierten, die grösste Herausforderung. Durch kooperatives, geschicktes Taktieren gelang es jedoch, die umfassendsten deutschen Forderungen (Kapitalbeteiligung!) auf eine auskömmliche Partizipation am internationalen Farbenkartell zu minimieren. Während des Zweiten Weltkriegs verlagerten Roche und Ciba Rechte und Kapital auf den amerikanischen Kontinent, um sie vor einem potenziellen deutschen Zugriff zu schützen.

Der dritte Teil ist mit «Wachstum 1945–1986» betitelt. (193–249) Die in der Geschichte unübliche Abgrenzung im Jahr 1986 wird nicht ausdrücklich thematisiert; schade, denn ausländische und später geborene Leser konnotieren dieses Jahr nicht mit dem grossen Chemieunglück in Schweizerhalle, das die Weichen für die *Chemie und Pharma in Basel* tatsächlich neu stellte. Zunächst aber ging es 40 Jahre lang um ein enormes Wachstum, in dem sich die Basler Pharmazie immer stärker

auf dem Weltmarkt durchsetzte. Dabei halfen Fusionen, insbesondere die von Ciba und Geigy. Endlich wurde auch eine Verständigung mit der Arbeiterschaft gesucht. In diese Erfolgsgeschichte platzte der Chemieunfall von 1986 wie eine Bombe hinein. Vor dem Hintergrund des Atomunglücks in Tschernobyl im gleichen Jahr erinnerte sich die Bevölkerung an die verheerenden Chemieunglücke in Seveso (1976) und Bhopal (1984) und die traditionell chemiefreundliche Stimmung in der Stadt kippte. Die Erklärung, wie diese Ereignisse alle Beteiligten dauerhaft veränderten, ist eines der aufregendsten Kapitel des ersten (wie auch des zweiten) Bands.

«Umbrüche 1986–2016» lautet die Überschrift des vierten Teils. (251–289) Hier schildert König vor allem die fortschreitende Globalisierung. Unter Abtrennung der Chemieprodukte verschmolzen Ciba-Geigy und Sandoz zu dem reinen Pharmaunternehmen Novartis. Weltweit wurden Firmenteile ver- und zugekauft. Bio- und Gentechnologie verstärkten die Pharmasparte, was «die innovativen Zentren» aus Basel in die USA verlagerte. (253)

Der zweite Band, *Wechselwirkungen einer Beziehung – Aspekte und Materialien,* ist von 30 regional verwurzelten Autoren verfasst. Seine Aufgabe ist, die vom ersten Band nicht abgedeckten unternehmenshistorischen Seiten, wie zum Beispiel Innovationen sowie die Vernetzung der Firmen im lokalen Umfeld, abzudecken. Dafür werden vier Abschnitte zur Verfügung gestellt, von denen sich der erste um die «Chemie- und Pharmastadt Basel» dreht. (9–93) Die Beiträge fallen quantitativ und qualitativ höchst unterschiedlich aus. So stehen ein zweiseitiger Abschnitt von F. Erbacher und ein zwar siebenseitiger von T. Richter, der aber nur vier Spalten Text zählt, einem 54-seitigen von Georg Kreis gegenüber. Ähnlich verteilt sich die Qualität: einem lesenswerten Beitrag von Larissa Müller über die Bedeutung der Life-Science-Industrie für die Stadt Basel steht eine seitenlange Aufzählung von «Industriebauten als Sehenswürdigkeiten» vor allem auf dem Novartis Campus gegenüber. Hier hätte es einerseits einer Fragestellung bedurft, andererseits der Problematisierung des Begriffs «Campus». Das Wort «Campus» ist vor allem mit «Universität» und «freiem Zugang» konnotiert – was beides nicht zutrifft. Ein spontaner Besuch dieser architektonischen Sehenswürdigkeiten ist nicht möglich, weil es sich um Firmengelände, eine *gated community* handelt. Der Begriff ist wohl in erster Linie ein kluger Werbetrick. Kritischer (auch mit dem Namen «Campus») ist der hervorragende Beitrag «Basel und ‹seine› Chemie» von Georg Kreis. Traditionell war das Verhältnis eng und auf gegenseitige Unterstützung ausgelegt. Das änderte sich seit den 1980er-Jahren, seit die Unternehmen global breit genug aufgestellt waren. Mehrfach wurden Unternehmensteile ins Ausland verlagert und sogar ein kompletter Fortzug thematisiert. Parallel dazu sprach die Bevölkerung traditionell von «ihrer», nun aber von «der Chemie». Bis 1975 stieg der Anteil der bei *Chemie und Pharma in Basel* Beschäftigten stetig bis auf 20 Prozent der Erwerbstätigen an, sank aber anschliessend auf noch 10 Prozent ab. Finanziell gehört Basel-Stadt allerdings weiterhin zu den reichen, den Geberkantonen im Finanzausgleich der Schweiz.

Der zweite und grösste Abschnitt, «Fortschritte und Rückschläge», betont vor allem die Bedeutung der Wissenschaft für die Unternehmen. (95–233) Leider bleiben viele Fragen offen. Der Beitrag «Chemie an der Universität Basel» charakterisiert die Lehrstuhlinhaber, jedoch nicht ihr Verhältnis zu den Unternehmen. Dies wird im folgenden Beitrag untersucht, doch er reicht zeitlich nur bis etwa 1900. Warum

schloss Roche 2000 ein unternehmensfinanziertes, hocherfolgreiches Forschungszentrum, nachdem mehrere Nobelpreisträger aus ihm hervorgegangen waren? Zumindest die Frage müsste gestellt werden. Impressionistisch werden anschliessend zwölf Produkte vorgestellt – ausschliesslich Pharmaka, kein Farbstoff. Über die Bedeutung, welche gerade diese Beispiele hatten, mag der Leser rätseln. Schliesslich werden Chemieunfälle und Belastungen ausführlich thematisiert. Gut, dass die lokal orientierte Studie dies nicht übergeht! Der dritte Teil zur Arbeitswelt (235–293) ist interessant, aber knapp bemessen. Die Arbeiterbewegung als Kern muss mit nur elf Seiten auskommen, paternalistische Initiativen (Wohnungsbau, Firmensport) erhielten doppelt so viel Platz. Der vierte Abschnitt «Mäzenatentum, Marketing und Kultur» fällt ausführlicher aus. (295–376) Diese Zusammenstellung ist gewöhnungsbedürftig, denn Ökonomen begreifen Marketing ähnlich wie Finanzen als einen integrierten Unternehmensbestandteil. Aber es ist erfrischend, das Marketing einmal in seiner kulturhistorischen Dimension zu betrachten.

Schon eingangs ist darauf hingewiesen worden, dass mit diesen beiden Bänden zum ersten Mal eine umfassende Darstellung einer Branche in ihrer lokalen Vernetzung auf wissenschaftlicher Basis vorgelegt wird. Da kann es nicht wundern, wenn das eine oder andere Wünschenswerte ausbleibt, wie zum Beispiel die Rolle des Chemikers, der marktorientierten Werbung, des Anlagenbaus oder des mittleren Managements; nein, es ist den Herausgebern zu gratulieren, für wie viele Aspekte sie gute Beiträge gefunden haben! Trotzdem: wären die Lücken nicht zu schliessen gewesen, wenn die Editoren sich auch um regional nicht verwurzelte Autoren bemüht hätten? Auf jeden Fall steht diese Enge im Gegensatz zur traditionellen Herangehensweise der Basler Unternehmen. Ein weiteres Manko betrifft das Fehlen des Sachregisters, was einer über Tag und Region hinausgehenden Rezeption der Bände insbesondere im historischen und englischsprachigen Raum entgegensteht. Trotz der Kritik: hier ist inhaltlich und methodisch ganz klar ein grosser Wurf gelungen!

Harm G. Schröter (Bergen)